

TAHAR  
BEN  
JELLOUN

*Zurückkehren*

Roman

Aus dem Französischen von  
Christiane Kayser



Berlin Verlag

# 1

Mohammed hatte sein Abendgebet beendet, doch er kniete immer noch auf dem kleinen Synthetikteppich. Er starrte auf eine Plastikuhr aus China an der Wand gegenüber. Er schaute nicht auf die Zeiger, sondern auf das Bild um das Zifferblatt: eine weißgekleidete Menge umringte die Kaaba, über ihr ein Himmel voller Vögel und Engel. Er erinnerte sich mit gemischten Gefühlen an seine eigene Pilgerreise. So gerührt und glücklich er auch während der Gebete gewesen war, er hatte doch unter dem Menschengewirr und der Brutalität mancher Pilger gelitten. Er verstand nicht, warum sie sich im Gedränge umstießen und übereinandertrampelten, bis hin zu Unfällen mit mehreren Toten. Schnell musste er begreifen, dass die Heiligen Stätten den Blick auf die Dinge ändern. Die Menschen waren nicht mehr sie selbst. Sie gerieten außer sich, verfielen leicht in Trance, wurden ohnmächtig und sehnten so einen von den Wahnträumen der Scharlatane unendlich überhöhten Tod herbei. Sie starben durch Fußtritte stärkerer Menschen; gigantische Füße, die heftige Tritte versetzten, um voranzukommen, ohne dass sich auch nur einer umdrehte, um zu sehen, was sie angerichtet hatten. Sie schritten erhobenen Hauptes voraus mit zum Himmel gewandten Augen, als fordere der Himmel diese barbarische Inbrunst. Die Schwächeren starben, lagen am Boden, in Staub und Blut, nicht eines Blickes, nicht eines letzten Gebetes würdig. Solche Szenen waren unvermeidlich an diesem Ort, der in wenigen Tagen von mehr als zwei Millionen

Gläubigen heimgesucht wurde; sie wuschen sich dort von ihren Sünden rein und fuhren danach zufrieden und erfüllt von den Tugenden ihres Glaubens nach Hause. Das war kein schöner Anblick. Mohammed hatte schon immer Angst vor der Menge gehabt. Wenn eine Menschenmenge sich in Fanatismus steigert, wird sie gefährlich. Dann geht man ihr am besten aus dem Weg, vermeidet jeden Kontakt mit ihr, um auf keinen Fall mitgerissen zu werden. In der Fabrik trat er wie die anderen Kollegen in den Streik, aber er marschierte nicht mit ihnen durch die Straßen, mit einem Spruchband in der Hand.

Mohammed träumte von einer einsamen Pilgerfahrt, im Frühling, nur mit ein paar Stammesgenossen. Er hatte Angst vor Gewaltszenen und befürchtete, in Mekka sterben zu müssen. Wahrscheinlich war er der Einzige, der an so etwas dachte, und er redete auch nicht darüber. Er befürchtete, von fanatischen Füßen zu Tode getrampelt zu werden. Er hielt sich abseits und beobachtete sie. Wie sieht ein fanatischer Fuß aus? Er ist schmutzig, manchmal nackt oder steckt in einem zerlöchernten Lederpantoffel. Er hatte Träger abgenutzter Lederpantoffeln getroffen. Sie stammten nicht aus seiner Heimat und sprachen einen arabischen Dialekt, den er nicht verstand. Woher kamen sie? Für ihn war ein Muslim Araber oder Berber. Es fiel ihm schwer, die anderen Pilger als Muslime anzuerkennen. Er nannte sie Afrikaner, Chinesen oder auch Türken. Alle Pilger hatten feurige Augen: die Flamme des Glaubens, die Leidenschaft für den Islam. Er fragte sich, warum seine eigenen Augen ruhig und heiter waren. Das war wohl sein Temperament. Lange Zeit hatte er gehofft, diese Reise machen zu können, hatte davon geträumt, vielleicht ein wenig zu bescheiden, denn er hatte keine großen Pläne. Er dachte an die Zukunft seiner Kinder, doch das tat ihm weh, es machte ihn melancholisch, traurig und fassungslos. Dann widmete er sich seinen Gebeten und

Riten seltsam ruhig. An einem Morgen trat er aus der Großen Moschee und konnte seine brandneuen, in Handarbeit in Fès gefertigten Lederpantoffeln nicht finden. Er war verblüfft, dass ein anderer Pilger ihn bestohlen hatte. Das konnte er weder verstehen noch akzeptieren. Doch er beruhigte sich schnell, als ihm ein Zimmergenosse erzählte, dass jeden Tag Diebesbanden die Pilger überfielen und ihnen alles Geld abnahmen. Er fügte hinzu: »Wenn sie einen Dieb erwischen, hacken sie ihm die Hand ab. Heute zum Mittagsgebet werden übrigens einige Hände öffentlich abgehackt; du bist eingeladen! Letzte Woche haben sie einen Jemeniten ausgepeitscht, weil er dem Sohn eines Prinzen nicht den gebührenden Respekt gezollt hat; letztes Jahr haben sie einen Christen zum Tode verurteilt, ich glaube, er war Italiener, weil man ihn mit der Tochter einer bedeutenden saudischen Familie ertappt hatte; eine Muslimin darf ja keinen Umgang – will sagen intime Treffen – mit einem Ungläubigen haben und ihn schon gar nicht heiraten. Hier gibt es in diesen Dingen nichts zu lachen, sie haben ihre Gesetze, sie sagen, es steht so im Koran, und dann legen sie los! Da gibt es nichts zu diskutieren, wir anderen haben keinerlei Rechte, wir besuchen das Grab unseres geliebten Propheten, wir beten, vollziehen unsere Riten und kehren dann nach Hause zurück, falls wir nicht vorher zu Tode getrampelt oder um eine Hand kürzer gemacht werden. Denn sie können sich irren und dich des Diebstahls bezichtigen, dann ist, ehe du dich's versiehst, deine Hand weg. Das nennt man Schnellverfahren, keine Zeit zum Nachdenken, hier ist es sowieso nicht ratsam zu denken, hier gibt man sich Gott hin, kein Zögern, kein Zweifeln, man gehört Gott und er tut mit einem, was er will, verstehst du, mein Freund?«

Mohammed fand es übertrieben und sogar barbarisch, wegen eines Lederpantoffels eine Hand abzuhacken. Er sah lange seine ausgebreiteten Hände an und sagte sich: Ohne sie wäre ich

nichts gewesen, nicht einmal ein Bettler. Allah schütze uns vor dem Übel und dem Unglück!

Ein Bettler hielt ihm seinen Armstumpf hin. Mohammed nahm einen Geldschein und steckte ihn dem Bettler in die Tasche. Am liebsten hätte er mit ihm gesprochen, seine Geschichte gehört. Vielleicht hatte er die Hand ja bei einem Unfall verloren oder war Opfer eines Irrtums. Aber der Bettler war verschwunden.

Wenn er seinen Landsleuten von seiner Pilgerfahrt erzählte, kam er damit nicht gut an. Bachir, der an seinem kühlen Bier nippte und zu allem etwas zu sagen hatte, belehrte ihn: »Ein Muslim darf sich nicht kritisch zur Pilgerfahrt äußern. Das überlassen wir den Feinden des Islam, die uns auf ewig unterentwickelt, in Lumpen gehüllt, schmutzig und unmenschlich sehen wollen. Jetzt haben sie es geschafft, jedem Muslim das Etikett Terrorist anzuhängen. Es ist ganz einfach: Entweder wir stagnieren auf immer oder wir entwickeln uns zurück. Vergiss daher deine Kritik, selbst wenn deine Geschichten wahr sind, sonst nennen wir dich nicht mehr Hadsch!«

Mohammed wagte sanft einzuwenden: »Aber wenn wir nicht selbstkritisch sind, werden wir nie vorankommen. Gut, dann schweige ich eben und wünsche euch eine gute Reise, eine gute Pilgerfahrt. Ich selber werde, wenn überhaupt, nur außerhalb der offiziellen Pilgerperiode dorthin zurückkehren. Ich begnüge mich mit der Omra, der kleinen Pilgerfahrt. Wir sollten auch Toleranz lernen. Du trinkst beispielsweise Alkohol und ich sage nichts, das ist deine Sache, ich halte dir keine Moralpredigt. Deshalb solltest du auch aufhören, diejenigen, die den Mut haben, selbstkritisch zu denken, zu kritisieren!«

Eine dicke brummende Fliege riss ihn aus seinen Erinnerungen. Eine blinde Fliege, die die ganze Zeit gegen die Wände prallte. Er hätte sie gerne gerettet, hatte aber nicht die Kraft

dazu. Sie kreiste in diesem Raum, als sei auch sie eine Gefangene. Er senkte den Kopf, wie zur Antwort auf einen Ruf. Es war, als hörte er eine Stimme, eine Art Gemurmel aus einem Spalt in der Wand, einem Riss, den die Tapete aus den sechziger Jahren nicht mehr verdecken konnte. Das Gebäude war derart heruntergekommen, dass weder die Gemeinde noch die Agentur für Sozialen Wohnungsbau es noch auf ihren Listen führte. Es wären zu viele Renovierungsarbeiten nötig gewesen, insbesondere seit der massiven unkoordinierten Ankunft der neuen afrikanischen Einwanderer. Die Mischung Nordafrikaner und Schwarzafrikaner funktionierte nicht gut. Von beiden Seiten häuften sich die rassistischen Anwürfe, gefolgt von Raufereien zwischen Jugendlichen beider Parteien. Mohammed wusste nicht zu sagen, ob der Rassismus sich an der Hautfarbe oder an der extremen Armut festmachte. Dann erinnerte er sich an seinen alten Onkel, der Handel mit Schwarzafrika betrieben und eine senegalesische Frau mit nach Hause gebracht hatte, die vom ganzen Dorf als Sklavin, als der letzte Dreck angesehen wurde. Damals war er noch ein Kind gewesen, aber ein Ereignis beschäftigte ihn bis heute: In Abwesenheit des Onkels, der im Ausland arbeitete, hatte man die afrikanische Frau, die weder Arabisch noch die Berbersprache beherrschte, aus dem Dorf gejagt. Das ganze Dorf hatte sich gegen sie verbündet, weil sie schwarz war und weil keiner verstand, was sie sagte. Sie war zu Fuß geflüchtet und sie hatten nie wieder etwas von ihr gehört. Diese Frau, die nie wieder erwähnt wurde, irrte weiterhin in den Kindheitserinnerungen Mohammeds herum. Er fragte sich, wo sie jetzt wohl sein mochte. War sie tot? In ihr Land zurückgekehrt? Er wusste es nicht und begann schließlich zu glauben, die Frau sei unsterblich und werde ewig herumirren. Er verabscheute Rassismus und war aufgrund dieser Geschichte überzeugt, dass sich Hautfarbe und Armut leicht verbinden ließen,

um einen Menschen abzulehnen, dessen einziger Fehler darin bestand, nicht reich und hellhäutig zu sein. Das schien ihm sonnenklar. Er hatte das Wort *Bougnoule*, Kameltreiber, zum ersten Mal in einem Zug gehört, als ein Kontrolleur einen alten Algerier beschimpfte, der seine Fahrkarte nicht finden konnte. Er kannte die Bedeutung des Wortes nicht, aber er begriff, dass es ein Schimpfwort war, nichts Nettos. Der Algerier erhob sich und begann sich auszuziehen, als habe man ihm bedeutet, sich abtasten zu lassen. Der Kontrolleur brummte: »Schon gut, ein *Bougnoule* kapiert nie etwas!«

Mohammed wäre am liebsten aus dem Gebäude weggezogen, aber das hätte andere Probleme mit sich gebracht und ihn von seinen Kindern entfernt. Er erduldet diese tägliche Hölle und wachte darüber, dass seine Nachkommen nicht zu Rassisten wurden. Seinen Kindern sagte er: »Ihr müsst verstehen: Diese Leute sind ganz anders als wir, sie sind ärmer als wir, sie sind zahlreicher, aber sie sind nicht schlecht, seid also tolerant!« Doch die Armut, die Unsicherheit und das Zusammengepferchtsein ließen keinen Raum für Dialog und Toleranz. Die Menschen waren am Ende und hatten nichts mehr unter Kontrolle.

In seinem Gebäude wohnte keine einzige französische Familie mehr. Wer irgendwie konnte, hatte die Flucht ergriffen, und die Polizei hatte sie, ohne je einzugreifen, gewähren lassen. Schon immer hatte Mohammed von einem Haus geträumt, einem schönen, großen Haus, in dem die ganze Familie friedlich, glücklich und geachtet vereint wäre. Einem von Bäumen und Gärten umringten Haus, lichtdurchflutet, bunt, einem offenen, friedlichen Haus, in dem alle sich wohlfühlten und Probleme, Schwierigkeiten oder Konflikte wie durch Magie gelöst würden. Einem kleinen Stück Paradies, wo man das Wasser plätschern

und die Bäume rauschen hörte. Ein hartnäckiger Traum, doch er wusste ganz sicher, eines Tages würde er ihn verwirklichen. Er redete mit niemandem darüber, nicht einmal mit seiner Frau, denn sie hätte ihn für einen harmlosen Spinner, einen sanften Träumer gehalten, der jeden Kontakt zur Wirklichkeit verloren hatte. Seine Träume und Gedanken behielt er für sich. Er sprach selten. Bei Tisch beklagte er sich über die Preissteigerungen, sein Gehalt war nicht mehr ausreichend. »Vorher, vor langer Zeit, konnte ich etwas ansparen, heute ist alles so schnell weg, ich verstehe das nicht.« Dann schwieg er.

Am Ende seines Gebets immer noch auf dem Teppich kniend, stammelte Mohammed noch einige kurze Suren aus dem Koran, spürte dann, wie ihn etwas zurückhielt. Er konnte nicht aufstehen, fühlte sich schwer, als trage er eine schwere Last. Er versuchte sich zu bewegen und konnte seine Beine nicht strecken. Er senkte den Kopf und spürte, wie ihn eine leichte Schläfrigkeit erfasste. Die Fliege setzte sich ganz allein schachmatt und ertrank in dem Glas Tee. Er hielt sie für debil. Die Wand sprach zu ihm. Sein Kopf kippte wieder nach vorn, die gleiche Stimme redete ihn in seinem Dialekt an. Seine Glieder erwachten aus der Starre. Er schlug den Koran auf und gab vor, darin zu lesen. Er liebte dieses Buch, auch wenn er nicht lesen konnte. Er mochte die Kalligraphie, den Einband in grünem Lederimitat und die Bedeutung, die es im Leben der Menschen hatte. Es war das einzige Buch, das er bei der Abfahrt aus Marokko mitgenommen hatte. Er hatte es in weißes Leinen eingeschlagen, ein Rest des Leichentuchs, in dem sein Vater beigesetzt worden war. Für ihn war dieses Buch alles, seine Kultur, seine Identität, sein Pass, sein Stolz, sein Geheimnis. Er schlug es zärtlich auf, presste es an sich, drückte seine Lippen darauf und gab ihm einen keuschen Kuss. Alles lag für ihn in diesem Buch.



Wer lesen kann, findet die ganze Philosophie der Welt darin, Erklärungen für alles.

Er war nicht nur ehrlich davon überzeugt, ein *Alem*, ein Weiser, ein Imam der Moschee des Pariser Vorortbezirks Yvelines hatte es ihm bestätigt: »Allah hat das Universum geschaffen; er hat seine Boten entsandt, um zu den Männern und Frauen zu sprechen; er weiß, was jeder von uns denkt; er weiß sogar, was wir nicht wissen, was in uns verborgen ist, daher musst du verstehen, dass der Koran der Schlüssel zum Universum ist. Es ist kein Zufall, dass mehr und mehr Völker sich dem Islam zuwenden, wir werden immer zahlreicher und genau das macht den Amerikanern und ihren Freunden Angst, verstehst du, wir haben einen Schatz und das stört sie; sie wollen die Muslime im Elend versumpfen oder mit einer Bombe an den Körper geschnallt sehen. Für sie ist das der Islam: Elend oder Bomben! Sie sind neidisch auf den weltweiten Erfolg unserer Religion! Hast du diesen Schweinehund gesehen, der unseren Propheten – Gottes Segen sei mit ihm – mit einem mit Bomben gespickten Turban gezeichnet hat? Hast du das gesehen? Sie provozieren uns, wollen uns demütigen, uns lächerlich machen, doch Allah erwartet sie: Sie werden zu Ihm kriechen und um Vergebung flehen, in der Hoffnung, nicht auf ewig in die Hölle verdammt zu werden, Gott ist groß und sein Wort ist die einzige Wahrheit!«

Mohammed hätte gerne darauf geantwortet, doch er brachte den Mut nicht auf, ihm zum Beispiel zu sagen, dass es Idioten wie er sind, die den Dschihad herbeiloben und von Paradies und Märtyrertum schwafeln. Es sind Hinterwäldler wie er, die haltlose Jugendliche in den Tod schicken, Lügner und Heuchler, die Jugendliche dem Tod zum Fraß hinwerfen, indem sie ihnen vormachen: »Ihr werdet zu wahren Märtyrern, so wahr und gut wie zu des Propheten Zeiten. Man wird euch mit euren vom Blut

der Aufopferung getränkten Kleidern beerdigen, nicht in einem Leichentuch, es wird kein banaler Tod, ihr kommt direkt zu Gott, der euch im Paradies erwartet! Nehmt eure Waschungen vorher vor, denn es ist besser, sauber und zum ewigen Gebet bereit in Gottes Haus einzukehren ...«

Er hatte von dieser Karikaturesache gehört, aber nicht weiter darauf geachtet. Für ihn war der Prophet ein Geist und nicht ein Antlitz, das man zeichnen könnte. Davon war er zutiefst überzeugt. Das sagte einem der gesunde Menschenverstand. Wie immer behielt er seine Gedanken für sich. Man konnte nichts Genaues von seinem Gesicht ablesen, nur eine tiefe Trauer, eine Art unheilvolle Resignation, gegen die er nicht ankam. Am liebsten hätte er sich in der Lektüre verloren, Interpretationen des Korans diskutiert, doch er wusste, dass er zu jener Unwissenheit verdammt war, die ihm seit der Kindheit anhaftete. Glücklicherweise war er, wenn er seine Kinder vor dem Abendessen beim Schulaufgabemachen am Esstisch beobachtete. Er sah ihnen liebevoll und ein wenig neidisch zu. Er begleitete sie gerne in den Supermarkt, wenn sie die Schulsachen und Bücher für das neue Schuljahr erstanden. Nie verpasste er dieses jährliche Ritual mit den aufgeregten Kindern. Er nahm sich einen Tag frei, um auf alle ihre Bitten eingehen zu können. Zu Hause half er ihnen, Hefte und Bücher in Umschläge einzuschlagen. Er hatte Regale angebracht, damit sie ihre Bücher unterbringen konnten. Oft räumte er dort auf und wischte Staub.

Er konnte den Koran nicht lesen, doch er wusste, dass Allah die Scheinheiligen und Mörder anprangert. Das hatte er auswendig gelernt wie alle Kinder im Dorf. Er sagte es mechanisch auf, manchmal versprach er sich, bat Gott um Verzeihung und fing wieder beim Anfang der Sure an, die er dann bis zum Ende brachte. Er durfte nicht zögern und keinerlei Unter-

brechungen zulassen, denn dann verlor er den Faden. Nur der Imam in Yvelines konnte einen Koranvers zitieren und dann kommentieren. Er kannte das Heilige Buch auswendig und behauptete, es in Kairo studiert zu haben, an der großen Al-Aksar, Universität. Vielleicht stimmte das sogar, jedenfalls konnte ihm niemand widersprechen. Der Imam war wie vom Himmel gefallen, niemand hatte ihn kommen sehen. Er hatte sich mit einem Hofstaat junger Krimineller umgeben, die den rechten Weg wieder beschreiten wollten. Er nannte sie seine Kinder. Der Imam fuhr einen großen Wagen, trug prächtige weiße Kleider, parfümierte sich mit Sandelholzduft und lebte außerhalb des Höllenviertels. Das Gerücht behauptete, er habe zwei Ehefrauen und ein Dutzend Kinder. Bestimmt bekam er Geld aus den reichen Ländern. Er sprach in klassischem Arabisch zu den Menschen und manchmal in holprigem Französisch. Die Marokkaner sahen sich an und fragten sich: Für wen hält er uns eigentlich? Wo kommt er her? Wer finanziert ihn?

Sie hielten ihn für einen Ägypter im Sold der Saudis. Die Marokkaner misstrauen den Leuten aus den Golfstaaten. Jahrelang waren sie nach Marokko, insbesondere nach Tanger, gekommen, hatten sich in Hotels eingeschlossen und sich Prostituierte und kistenweise Alkohol kommen lassen. Davon hatte Mohammed oft gehört. Er selber hatte sie nie gesehen, aber man erzählte sich viele unangenehme Dinge über diese weißgekleideten Männer, die sich in Marokko dem Laster hingaben. Manch ausgefallene und komische Geschichte kursierte über diese Orgien. Man erzählte sich, ein Minister habe einem mächtigen Emir aus Kuwait oder Dubai seine hübsche Frau ausgeliehen und die sei mit einer Brust weniger nach Hause gekommen. Der Kerl soll ihr in die Brust gebissen und sie anschließend gegessen haben. Natürlich hatte niemand diese Frau mit der amputierten Brust gesehen, niemand hatte auch

nur den geringsten Beweis, aber wie man so schön sagt: »kein Rauch ...«. Ein menschenfressender Kuwaiter! So stellte sich das Volk die Leute aus den Golfstaaten vor. Typen, die an den Brüsten schöner Frauen saugen und manchmal etwas weiter gehen ... In den Kaffeehäusern erzählte man noch eine andere unglaubliche Geschichte: Um Zutritt zu einem Hammam zu bekommen, hatte sich der Vetter des Fahrers eines Emirs als Frau verkleidet; die Damen hatten das entdeckt, ihn zusammengeslagen und ihm einen Eimer brühwarmes Wasser über die Genitalien gegossen. Der Mann war schreiend hinausgerannt, seine Eier waren in einem jämmerlichen Zustand. Es wurden so viele Geschichten über die Leute aus den Golfstaaten erzählt, dass schließlich das Außenministerium eingeschritten war, um diesen bösen Witzen ein Ende zu setzen.

Mohammed hatte so lange die Wand angestarrt, dass er den Eindruck hatte, sich ihr zu nähern, beziehungsweise die Wand komme auf ihn zu. Er fühlte sich als Gefangener dieser kleinen Kammer, zu der die Kinder keinen Zutritt hatten. Es kam ihm vor, als spräche die Stimme von seiner Rentnerzeit. Das Wort »Rente« kreiste in der Luft wie vorher die dicke Fliege. Mit dem Kopf war er anderswo, in Mekka oder in der Moschee seiner Kindheit. Er fühlte sich in sein Dorf in die fahle Zeit einer seltsamen Einsamkeit zurückversetzt, als der Metzger, der auch Barbier spielte, ihm wegen der Läuse, der Krätze und anderer Krankheiten den Schädel kahlgeschoren hatte und alle Kinder glattrasiert waren. Er strich sich mit der Hand über den Kopf und spürte ein schlecht verheiltes Furunkel. Jene Zeit roch nach Fly-Tox und Läusepulver, ein Geruch zum Ersticken. Aber sie schmeckte auch nach reinem Honig und Arganöl. Er konnte sich gut an die Mahlzeiten nach dem Viehtreiben erinnern. Seine Kusine brachte ihm ein Tablett mit stark gesüßtem

Pfefferminztee, Pfannkuchen, Öl und Honig, ab und zu ein wenig Amlu, eine Art Mandelpaste mit Arganöl und Gewürzen vermischt. Der Morgen war frisch und still. Natürlich würde er seine Kusine heiraten, was sonst? Sie redeten kaum miteinander. Sie sahen sich an, sie senkte den Blick und verschwand. Eines Tages brachte ihm ihr kleiner Bruder das Essen. Er begriff, dass nun die Zeit für den Heiratsantrag gekommen war. Sie war noch sehr jung, kaum fünfzehn, und doch heirateten sie im darauffolgenden Sommer. Das waren sanfte Erinnerungen, voll Zärtlichkeit, keusch und friedlich. Zwischen ihnen gab es manchmal ganze Vormittage lang ein solches einvernehmliches Schweigen. Er liebte das und gab sich seinen Träumen hin. Zum Hochzeitsfest war der beste Sänger der Region mit seinen Scheikhats und Musikern gekommen. Sie hatten bis zum Morgengrauen gesungen und getanzt. Die Scheikhats waren vulgär, professionell, effizient und stanken nach Gewürznelken. Mohammed wurde zum Prinzen ernannt. Er brachte seine Frau in das Haus seiner Eltern, die sich aus Zartgefühl fernhielten. Man musste die jungen Leute alleine lassen. Erneut überfiel das Schweigen die Brautleute wie eine verkürzte Nacht. Sie sagten kein Wort zueinander. Das war Tradition. Er sprach sein Gebet und löschte dann die Kerze. Alles geschah im Finstern. Er war sehr schüchtern und hatte vor allem keinerlei Erfahrung. Offensichtlich war es für beide das erste Mal. Er ließ sich von seinem Instinkt leiten und das Blut hinterließ eine hübsche Zeichnung auf dem Laken. Die Ehre war gerettet. Das Fest dauerte mehrere Tage, dann verfiel das Dorf wieder in den Alltagstrott.

Damals hatte Mohammed schon vor, zu seinem nach Nordfrankreich ausgewanderten Onkel zu reisen. Er brauchte einen Pass, dieses kleine grüne Heftchen mit dem marokkanischen Stern in der Mitte. Es war die Zeit, als nur die wohlhabenden städtischen Familien an ein solches Dokument gelangten. Von

Zeit zu Zeit kamen Befehle aus Rabat: Hundertvier robuste, gesunde Männer werden für Frankreich gebraucht. Der Kaid fuhr in einem Jeep der Gendarmerie in das Dorf. Durch den aufgewirbelten Staub konnte man ihn schon von weitem sehen. Der Kaid machte sich wichtig, ließ sich Essen und Trinken servieren und verlangte dann, dass die Männer vor ihm paradierten. Er machte alles nach, was die Franzosen zur Kolonialzeit getan hatten. Zwar konnte er kaum lesen, doch er blätterte in einem dicken Ordner, den er mitgebracht hatte. »França erwartet euch, macht uns keine Schande, seid ganze Männer, Soldaten, würdige Vertreter unseres Landes!« Der Jeep fuhr wieder ab und hinterließ eine ockerfarbene Staubwolke und einige in Tränen aufgelöste Ehefrauen.

## 2

Die Stimme drängte und sprach jetzt in Französisch zu ihm. Am Ende hatte er diese Sprache zu verstehen gelernt, aber er benutzte sie nicht. Nur wegen seiner Kinder kannte er ein paar Wörter, denn die sprachen nur Französisch mit ihm, was ihn sehr unglücklich machte. Er hatte ihnen ein paar Grundelemente der Berbersprache beigebracht, doch da war nichts zu machen: Sie bestanden auf Französisch und machten sich lustig über ihn, wenn er es falsch aussprach.

Und jetzt sprach auch noch die unbekannte Stimme in dieser Sprache zu ihm, wiederholte immer wieder ein Wort, das er gut kannte, aber über das er nicht reden wollte. Es war ein Wort, das er nicht hören wollte, denn es klang wie ein Urteil, es kündigte ein verhängnisvolles Datum an, das er so weit wie

möglich hinausschieben wollte. Zwar war es nicht der Tod, aber dennoch nicht weit davon entfernt. Es hatte nichts mit Mekka zu tun. Diesen Tag, diesen Moment hatte er so sehr gefürchtet. Es ging ja nicht um eine Reise, einen Urlaub, eine lange und schöne Ferienfahrt nach Medina, außerhalb der offiziellen Pilgersaison. Nein, die Stimme bedeutete ihm etwas Genaues, Endgültiges, Unwiderrufliches. Mit dem Arbeiten aufhören, mit einem seit über vierzig Jahren gültigen Rhythmus brechen, seine Gewohnheiten ändern, nicht mehr um fünf Uhr früh aufstehen, seinen grauen Kittel nicht mehr überziehen, sich an ein neues Leben gewöhnen, in eine andere Haut schlüpfen, eine andere Geisteshaltung annehmen, seine alten Gepflogenheiten verleugnen, die ihm als Krücken dienten, Halt und Orientierung gaben. Mit der Arbeit aufhören bedeutet lernen, sich auf freundliche Weise zu langweilen, lernen, nichts zu tun, ohne deshalb in Trauer zu verfallen. Die Arbeit machte ihn vielleicht nicht glücklich, doch sie beschäftigte ihn, hielt ihn vom Nachdenken ab. Er hatte Angst, Berge, Steinpyramiden erklimmen zu müssen, Angst, in den Abgrund des Absurden zu stürzen, Angst, sich mit jedem seiner Kinder auseinandersetzen zu müssen, die nicht mehr auf ihn hörten, Angst, ein Leben führen zu müssen, das er kaum noch kontrollierte. Er steckte in einer Routine, dieser langen Geraden, von der nichts ablenken, die nichts verwirren konnte. Er hatte sich damit abgefunden und wollte nichts ändern, wollte nichts anderes. Alles schien ihm schwierig, kompliziert, und er wusste, dass er auf Konflikte und Kampf nicht vorbereitet war. Nie hatte er gekämpft, selbst als Kind hatte er sich abseits gehalten, den anderen beim Balgen zugeschaut und sich dann, verwundert über so viel Gewalt in diesem abgeschiedenen, von Gott vergessenen Ort, davongestohlen. Die Arbeit hielt ihn von solchen Gedanken ab. Nachts zählte er darauf, dass seine Muskeln so erschöpft